

Das Theater im medialen Korsett

Die Aufführung, die das Opernhaus Zürich als Premiere auf Arte TV präsentierte, hatte fraglos ihre Qualitäten und ergreifenden Momente, und allein dass sie stattfand, ist in diesen Zeiten eine Hymne wert. Wer sie am Fernsehen und über die HiFi-Anlage verfolgte, erlebte eine der ingeniösen Taten des Opernkomponisten Giuseppe Verdi, der in «Simon Boccanegra» seine umfassende, mitleidende und mitliebende Sicht auf Mensch und Menschenwelt in wunderbare Musik fliessen liess, wunderbar gerade auch, weil sie sein Schaffen in der Spanne von 25 Jahren verbindet, die Zeit der Höhepunkte der Karriere mit dem phänomenalen Spätwerk.

Die Oper hat inzwischen ihren festen Platz im Repertoire erobert, die Gelegenheit, sich in sie hinein zu vertiefen, war auch für mein Schreiben über Oper nicht eben rar, aber stets ein besonderes Anliegen. Meine Texte über drei Inszenierungen, 2009 und 1995 im Opernhaus Zürich, 2002 im Theater St. Gallen, sind in meinen Augen in der Aussage zum spezifischen Gewicht des «Simon Boccanegra» noch immer «lesbar», und das entbindet mich für erste von einer neuerlichen Berichterstattung zur aktuellen Konfrontation mit dem Werk – zugegeben, auch weil es nicht eine Begegnung war, die neue Aspekte erschlossen hätte. Aber gegen Andreas Homokis genaue, wenn auch durch die Covid-Beschränkungen nicht unproblematisch mitbestimmte Lesart gibt es auch kaum Einwände, und was die sängerisch-darstellerische Wirkung betrifft, überzeugten starke Szenen und Momente – so auch am Fernsehen und vor den Lautsprechern im Wohnzimmer.

Das «auch» insinuiert aber, dass da doch das eine oder andere Problem eine Rolle spielte und man es halt eben doch bedauerte, nicht im Opernhaus zu sitzen. Die Rede ist etwa von der musikalischen Dynamik, die von den Sendestationen bei Ausschlägen zusammengestaucht wird, die eine neue Dimension im Klangvolumen bedeuten müssten. Dass das Defizit bei den Sendeanstalten liegt, ist bekannt, die Tontechniker, die sich im Studio um Klangtreue bemühen, singen ein Lied davon. Vermutlich auch die Tontechniker im Opernhaus. Denn wie respektabel ihr Pandemie-Konzept in der Fernverbindung zwischen Orchester und Chor einerseits und der Bühne funktioniert, war anlässlich der Premiere des «Boris Godunov» im Opernhaus zu hören. Die weitere Signalübermittlung müssen sie der Sendetechnik, ihren Möglichkeiten und Grenzen, überlassen.

Von Defizit muss da die Rede sein, gleichviel ob dieses nun als gravierend oder angesichts der Tatsache, dass wir grossartige Musik hören, als vernachlässigbar erfahren wird. Fürs Auge handelt es sich dagegen weniger um eine Defizit als eine Verschiebung der Perspektive, wenn wir nicht vor der Bühne, sondern vor dem Bildschirm sitzen. Ob das Auge den Blick bestimmt oder Kamera und Schnittpult, macht allerdings einen grossen Unterschied. Die Dauerpräsenz der Bühnentotale lässt Raum und Atmosphäre der Inszenierung stärker zur Wirkung gelangen und vor allem auch unterschwelliger als im steten Wechsel der Ausschnitte. Hingegen rücken uns Mimik und Gestik in eine Nähe, die im Opernhaus nur die ersten Reihen oder der Operngucker gewähren. Gesichtsausdruck vor musikalischem Ausdruck? Nur allzu deutlich wurde im neuen Zürcher «Boccanegra» etwa, dass sich die Maske nicht um den Generationenunterschied zwischen Simon Boccanegra (Christian Gerhayer) und dessen Schwiegervater Fiesco (Christof Fischesser) gekümmert hat. Christian Schmidts Bühnenbild auf der unermüdlichen Drehbühne dürfte sich in seiner

Differenzierung von Szene zu Szene als expressive Bilderfolge im Haus wirkungsvoller etablieren als es eine Bildregie mit der Dominanz des Zooms erlaubt. Das prominent platzierte Skelett eines Bootes, das die Weite und die von Verdi auch komponierte Brise des Meers zu spiegeln hätte, wirkte da mehr dinglich als atmosphärisch.

Es geht nicht darum, die cinéastischen Möglichkeiten gering zu schätzen, sie sind in Bezug auf die Bühne aber ebenso sehr Korsett wie ästhetischer Eigenwert: Die physische Realität des Geschehens im Theater ist eben doch durch nichts zu ersetzen. Zu sagen ist aber auch, dass der Ersatz durch mediale Vermittlung allemal glücklicher macht als das Blackout der Künste.

Herbert Büttiker